

Leseprobe aus:

Peter Bachér

Für Hoffnung ist es nie zu spät



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt



Vorwort 11

Wenn man seinen guten,
alten Arzt verliert ... 13

Aus dem Lehrbuch eines weltberühmten
Arztes: »Folgen Sie der leisen Stimme
Ihrer Seele« 16

Die Angst vor dem »Doppler« 19

Erkenntnis nach einem Infarkt:
Man muss nicht immer
die Trompete blasen 22

Bitte, bitte nicht auflegen 26

Wenn Ärzte ihre Patienten
verlassen müssen 29

»Wenn ich hier rauskomme,
mache ich in Zukunft alles anders« 33

Da wusste sie plötzlich,
dass sie wirkliche Freunde hatte 36

Ein kluger Arzt ist das höchste Glück 40

Das kleine Wunder Gips 44

Wenn die Sonne nur noch von der Seite
in das Leben scheint 47

»Herr Doktor, ich lasse meine Frau
in der Klinik, aber ich will
sie wiederhaben!« 49

»Wir operieren auch nachts –
während andere schlafen« 52

»Helfen, einfach nur helfen« 57

Plötzlich brennt kein Licht
in seinem Fenster 61

Im Krankenhaus denken viele Besucher
beim Kommen schon ans Gehen 64

»An den menschlichen Beziehungen
ist das Arzttum das Königliche« 67

So ein Virus kann ganz heilsam sein 74

Und plötzlich ist das Zimmer leer 76

»Mein Arzt sagte zu mir:
›In vier Wochen sind Sie tot!‹« 78

Das vergessene Taschentuch 84

»Schmerzen – das sind Signale,
die uns etwas sagen wollen« 87

Vor der Operation – ein Tag
im Niemandsland 93

Ein Brief mit schwarzem Rand 96

In der Trauer zeigen sich
die wahren Freunde 99

Morgens, sieben Uhr – Südeingang ... 102

Verzeihung, ich war sehr in Eile 105

Im Wartezimmer: Zeit, mal über
sich selbst nachzudenken 107

Die Trauer ist der einzige Trost 111

Minuten der Veränderung 114

Kein Anschluss unter dieser Nummer 117

Gefällt wie vom Blitz
aus heiterem Himmel 120

Das alljährliche Herbsttheater:
Wenn Männer erkältet sind ... 123

Plötzlich ist es zum Reden zu spät 126

Ungewöhnliches Telefonat mit einem Arzt 129

Wann überschreiten wir
die Grenze zum Alter? 132

Verloren in der Suche
nach dem Sinn des Lebens 136

Ein Augenblick, da ich mich
hätte melden müssen 139

Schlaf ist der Mantel,
der alle Sorgen zudeckt 143

Traurigkeit gehört auch zum Leben 147

Es fällt schwer, mit den späten Jahren
klug umzugehen 150

Gegen Grippe Whiskey trinken –
bis man zwei Hüte sieht 153

Geständnisse eines studierten
Hypochonders 157

Vorwort



Als mich die Chefredaktion der »Welt am Sonntag« vor Jahren bat, in Deutschland prominente Ärzte zu besuchen, die an vorderster Front gegen Krankheit, menschliches Leid und Tod kämpfen, da konnte ich nicht ahnen, wie sehr mich diese intensiven Gespräche beeinflussen – und auch verändern würden.

Beispielsweise, wenn ein Hamburger Chefarzt mir gesteht, dass er mit dem pessimistischen Zeitgeist nicht zurechtkommt, der den medizinischen Fortschritt negiert. Und er erinnert mich mit leidenschaftlichen Worten daran, dass es ein Leben mit achtzig in Gesundheit und Freude vor noch nicht allzu langer Zeit doch nur in ganz seltenen Ausnahmen gab und dass wir gut daran tun, ein bisschen dankbarer und demütiger zu sein.

Oder ich denke an eine unvergessliche Begegnung mit einem Chirurgen in Garmisch-Partenkirchen, der als junger Mann dem Tod geweiht war – die Diagnose eines Kollegen lautete »unheilbar, in vier Wochen sind Sie tot« – und der heute sogar hundertjährigen Patienten eine neue Hüfte einsetzt. Wenn je der Satz »Für Hoffnung ist es nie

zur spät« seine Berechtigung hat, dann spiegelt sie sich in dem Schicksal dieses Mannes.

Von diesen und anderen Begegnungen berichte ich in diesem Buch, das wohl mein wichtigstes Buch geworden ist, weil es von dem Wichtigsten handelt, was unser aller Leben stützt und trägt: die Liebe, das Vertrauen – und die Hoffnung. Ohne diese drei ist ein vollkommenes Erdenglück nicht möglich. Schon an den Überschriften zu den einzelnen Texten erkennen Sie, dass wir uns in diesem Buch den existentiellen Fragen zuwenden, deren Tiefenwirkung wir alle hin und wieder – spätestens im Wartezimmer eines Arztes – selbst erlebt haben.

Ich weiß, dass ich in meinem langen Journalistenleben das Glück hatte, mit hochinteressanten Menschen zu sprechen, mit Spitzenpolitikern, mit Film- und Fernsehstars, mit Frauen und Männern, die in der Welt der Wirtschaft und Finanzen großen Einfluss haben, mit Intendanten und Staranwälten. Doch nichts hat mich mehr berührt als die vielen Gespräche mit den vielen Menschen, die wissen, wie es in unserer Seele und in unserem Körper ausschaut, wenn es wirklich einmal um Leben und Tod geht. Ich danke für diese Gespräche und dafür, dass ich darüber authentisch schreiben konnte, um diese Erfahrungen und Einblicke an meine Leser weiterzugeben.

*Wenn man seinen guten,
alten Arzt verliert ...*



Nein, das kann doch nicht wahr sein! Das war doch so außerhalb jeder Möglichkeit, dass ich mich für einen Augenblick wie gelähmt fühlte ...

Denn was mir mein Arzt eben, während er die Manschette zum Blutdruckmessen an meinem Arm anbrachte, so beiläufig sagte, das traf mich wie ein Hammerschlag: »Es ist gut, dass Sie jetzt noch gekommen sind, ich schliesse nämlich in einem Monat meine Praxis.«

Da stand ich, mit blankem Oberkörper, in seinem Sprechstundenzimmer, in das ich seit Jahrzehnten immer mal wieder reinschaute, um den Check-up zu absolvieren, und ein Gefühl der Verlassenheit überfiel mich.

»Das können Sie mir doch nicht antun«, hörte ich mich nun sagen – eine ganz spontane Äußerung, für die ich mich schon in der Sekunde schämte, da ich sie aussprach. Der totale Egoismus des Patienten, da war er in seiner ganzen hässlichen Pracht.

Ich war gar nicht auf den Gedanken gekommen, ihn zu fragen, was ihn zu diesem für mich »grausamen Entschluss« getrieben hatte. Die

Gründe nannte er mir vielmehr unaufgefordert: Seine Frau habe ihn daran erinnert, dass er ja jetzt 65 werden würde, dass das Leben nicht nur aus Patienten bestehe, dass es so viel Schönes nachzuholen gäbe – Reisen, Bücher, Musik. Und wenn auch die Medizin seine Passion sei, so habe seine Frau doch wohl auch recht, nicht wahr?

Er zögerte einen Augenblick, ehe er leise hinzufügte: »Glauben Sie mir, es kostet sehr viel Kraft, sich ständig um kranke Menschen zu kümmern.« Und dann, etwas zornig: »Und der Papierkrieg mit den Kassen, der gab mir den Rest.«

Ich schaute ihn an, erinnerte mich an die erste Untersuchung vor drei Jahrzehnten, als er etwas an meiner Leber entdeckt hatte, was anderen Kollegen zuvor nie aufgefallen war, und was von Stund an mein absolutes Vertrauen zu ihm begründete.

Wenn ich unterwegs war, konnte ich ihn aus allen Teilen der Welt anrufen. Er stellte Ferndiagnosen, die immer stimmten. Er kannte schließlich nicht nur meinen Körper, auch meine Seele.

Angesichts meiner Bedrücktheit begann er nun, seine Rolle in meinem Leben herunterzuspielen: Es gäbe ja noch viele andere Ärzte, er könne mir auch einen »tüchtigen Kollegen« empfehlen, ein paar Hundert Meter weiter nur – wie konnte ihm dieser Fehler passieren, da er doch nebenbei ein so guter Psychologe war?

Denn was ist ein Arzt, wenn er gut ist, für den Patienten? Er ist eigentlich nicht ersetzbar. Er ist Schutzengel und Beichtvater. Er gibt der Seele Halt. Er ist der Wächter der Gesundheit. Etwas Magisches ist im Spiel, wenn sich eine Beziehung langsam aufgebaut hat, die beim Rezepteschreiben nicht endet. Es gibt Menschen, von denen man sich einfach nicht vorstellen kann, dass sie jemals aufhören – er gehörte dazu. Und – dass man als Patient gekündigt werden kann, daran hatte ich nie gedacht.

Können Sie nun verstehen, Herr Doktor, wie verloren ich mich fühlen werde, wenn ich in ein paar Wochen an Ihrem Haus vorbeigehe und Ihr Namensschild nicht mehr an der Tür sein wird?

*Aus dem Lehrbuch eines weltberühmten
Arztes: »Folgen Sie der leisen Stimme
Ihrer Seele«*



Lieber Freund, es lag viel Traurigkeit in Ihrer Stimme, als wir gestern miteinander telefonierten. Alle Ihre Silvesterhoffnungen hätten sich nicht erfüllt, es sei Ihnen nicht gelungen, dem Alltag eine andere Wendung zu geben, hin zu mehr Ruhe und Leichtigkeit und dem Gefühl der Sinnerfüllung all dessen, was Sie so in Trab hält.

Der Alltag heute sei so »unbarmherzig wie eh« und der Job in der Firma drohe, Sie aufzufressen, wie Sie sagten, und das nicht nur zeitlich, und »die Seele käme zu kurz«, das sagten Sie auch noch.

Lassen Sie mich Ihnen deshalb eine Geschichte erzählen, die besser als jede theoretische Abhandlung deutlich macht, was ich Ihnen wünsche. Sie handelt von einem Mann, der in seiner Kindheit von nichts anderem träumte als davon, eines Tages auf der Bühne eines Konzerthauses zu stehen, ganz der Musik hingegeben, unjubelt und gefeiert.

Aber die Eltern hatten ihr Kind gezwungen, Jura zu studieren. Statt Noten gab es Paragraphen, trockenes Zeug. Nichts, woran sich der Junge erwärmen konnte. Er sollte vor allem eines: dem elterlichen Stolz genügen. Und so geschah es.

Doch dann kam eines Tages der Schock: Ärzte entdeckten bei dem jungen Anwalt einen Gehirntumor. Die Diagnose war eindeutig – inoperabel, voraussichtliche Lebenszeit: noch ein Jahr.

Noch am selben Tag schloss der junge Mann seine Praxis. Er hatte nichts mehr zu verlieren außer sein Leben. »Ich werde das Jahr, das mir nun noch bleibt, nur noch damit verbringen, mit meiner geliebten Geige zu spielen.« Er sagte es jedem, der es hören wollte, auch seinen Eltern, die ihn in das zutiefst ungeliebte Leben eines Juristen hineingepresst hatten.

Und nach einigen Monaten geschah das Wunder: Der dem Tod geweihte Mann wurde Mitglied eines Orchesters – und der Tumor verschwand, ohne jedes ärztliche Zutun, einfach so und auf unerklärliche geheimnisvolle Weise.

Es ist der berühmte amerikanische Krebsarzt Dr. Bernie Siegel, der in seinem Bestseller »Mit der Seele heilen« über diesen Fall aus seiner Praxis berichtet. Und der Dozent der Yale University zieht auch das Fazit: Der Patient hatte sich selbst spät – aber Gott sei Dank nicht zu spät – jene »bedingungslose Liebe« gegeben, die ihm seine Eltern nicht zukommen ließen, ohne die aber kein Mensch leben und Gefährdungen dauerhaft mit Erfolg bewältigen kann.

Wir sind, lieber Freund, mit diesem Fall aus der Klinik-Praxis bei der Seele angekommen, von der

Sie ganz spontan, sicher auch unüberlegt, aber durchaus richtig meinten, sie käme in Ihrem Leben zu kurz. Stress frisst die Seele auf, könnte ich salopp sagen.

Und in der Tat beobachten wir in diesen Tagen: Die Geschwindigkeit, mit der wir vom Silvester-Olymp gestoßen werden hinab in die Niederungen des Alltags, hat etwas Unbarmherziges an sich. All die Wünsche, die geheimen Sehnsüchte, auch die guten Vorsätze, die wir aller Erfahrung zum Trotz uns vorgenommen haben, verflüchtigen sich. Es ist so, als hätte es sie nie gegeben.

Was folgt, ist Katerstimmung. Alltagstrott. Mühseliges Hickhack. Mobbing. Kompetenzgerangel. Eine oft erschreckende Lieblosigkeit. Das Entsetzen darüber, dass das neue Jahr nicht anders ist als das alte Jahr. Nur die Ziffern haben sich im Spiel des Lebens verändert.

Ich wünsche Ihnen, lieber Freund, dass Sie sich noch einmal zurückerinnern, welche Wünsche in Ihnen aufstiegen, als das Jahr wechselte. Und dieser leisen Stimme sollten Sie folgen, so weit es irgend geht. Das Seelische darf einfach nicht zu kurz kommen, denn was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Wir haben es alle in der Bibel gelesen, aber leider vergessen.

Die Angst vor dem »Doppler«



Hinterher fiel mir die schöne Geschichte von Karl Valentin ein, der eines Tages zum Arzt ging und ihn mit Worten überfiel, die den ganzen Jammer eines kranken Menschen widerspiegeln:

»Herr Doktor, mein Magen tut weh, die Leber ist geschwollen, die Füße wollen nicht so recht, die Kopfschmerzen hören nicht auf, und wenn ich von mir selbst reden darf: Ich fühle mich auch nicht wohl.«

In einer ähnlichen Stimmung, wenn auch nicht mit solchen Symptomen, suchte ich den Doktor auf, die Untersuchung nahm ihren Lauf, das Wichtigste wurde sofort erledigt, »nur bei einer Sache müssen wir noch genauer nachschauen«, sagte mein Arzt. Kein schöner Satz.

Er bat über die Sprechanlage die Helferin, dass sie mir für morgen einen Termin geben möge, »dann machen wir noch den Doppler«.

Ich zuckte kurz zusammen, denn vom »Doppler« hatte ich, ein mittelmäßig gebildeter Hypochonder, noch nichts gehört. Ich fühlte nur: Doppler klingt seltsam, Doppler ist nichts Einfaches, sicher etwas doppelt Gemoppeltes.

Zu Hause angekommen, stürzte ich mich auf eines meiner Gesundheitsbücher, schlug unter dem Buchstaben D nach – und konnte eine leichte Enttäuschung nicht verhehlen.

Denn beim Doppler handelte es sich um nichts anderes als um ein Gerät, mit dessen Hilfe Engstellen im Adersystem aufgespürt werden können – die Erfindung eines Wiener Physikers gleichen Namens.

Der Patient in mir, der nach der Doppler-Offerte kurzzeitig gedacht hatte, ein ganz exklusiver Patient zu sein, musste nun erkennen, dass es mit einem simplen Ultraschallgerät durchaus schon sein Bewenden hatte.

Aber da der Arzt nebenbei von der Möglichkeit einer leichten Hypertonie gesprochen hatte, blättere ich weiter, suchte das entsprechende Stichwort – und ein Schwall von Angst überfiel mich.

Über dreißig Seiten wurden in dem Lexikon, das doch auf Kürze angelegt ist, meinem möglichen Leiden gewidmet: Bluthochdruck in schwerer Ausprägung könne die letzte Station vor einem Herzinfarkt sein.

Nun gab es kein Halten mehr. Ich verschlang jede Zeile. Erst neugierig, dann mit Widerwillen, schließlich mit Entsetzen.

Die Lektüre glich einer Achterbahnfahrt. Erst die Furcht: wegen der Zigaretten; dann ein Hoffnungsschimmer, weil ich nur selten Kaffee trinke;

dann das total schlechte Gewissen: zu wenig Bewegung und kaum Sport; dann plötzlich eine unglaubliche Sicherheit wegen meiner guten Cholesterinwerte; dann Angst: wegen meiner Unsitte, alles nachzusalzen, das sei von allen Übeln eines der schlimmsten.

Am Schluss der Hypertonie-Horrorschau gab es doch noch einen Bonbon: Sollten Vater und Mutter keinen Herzinfarkt erlitten haben, stünden meine Chancen wieder etwas besser.

Ja, ja, die guten alten Gene, wozu die nicht doch noch nütze sind.

Bei dieser aufwühlenden Lektüre hatte ich nicht gemerkt, dass meine Frau ins Zimmer getreten war. »Du siehst so verwirrt aus, fühlst du dich nicht gut?«

»Du wirst lachen, ich fühle mich wirklich miserabel, was ich lese, macht mich total krank.«

»Ich glaube, du musst wirklich zum Arzt, du liest zu viel über Dinge, von denen du nichts verstehst«, sagte sie und verschwand.

Dabei wollte ich doch eigentlich nur wissen, was es mit dem »Doppler« auf sich hat.